

Johannes, Schüler von El Arab

1. Die Konkubine des Erzbischofs [1252]
2. Die stumme Sünde [1274]
3. Credo: Johannes' Versuchung [1277]
4. Demudis. Verbotene Früchte [1327]

Stefan Blankertz

CREDO

Johannes' Versuchung

Johannes, Schüler von El Arab 3

Historischer Roman

Stefan Blankertz | 1956 | »Wortmetz« | Lyrik und Politik für Toleranz und gegen Gewalt. | Die *Johannes*-Serie entstand im den Jahren 1999-2005 und wurde für diese Neuausgabe stark überarbeitet.

edition g.
303

Inhalt

Personen	6
Prolog	9
Bruder Hein	13
Vergegnungen	39
Angusta	73
Das Testament, Teil 1	77
Novizen	101
Das Testament, Teil 2	135
Gerechtigkeit?	153
Das Testament, Teil 3	181
Licht und Scheffel	199
Bei der Pisse des Jesuskindes	207
Josepha	233
Das Testament, Teil 4	247
Das Dominikanerkloster	259
Glossar	261

Dieses Buch ist ein Roman. Die Handlung ist, obgleich in einem historischen Umfeld angesiedelt, frei erfunden. Die Darstellung des Verhaltens und des Charakters der historischen Personen im Roman entspricht nicht immer der historischen Überlieferung. Zitate (einschließlich biblischer Zitate) erfolgen sinngemäß, nicht wörtlich.

Credo (2004, eBook 2012). Überarbeitet.

Titel unter Verwendung eines Portraits von Domenico Tintoretto (zwischen 1580 und 1590). Das Bild ist gemeinfrei (The Yorck Project *via* Wikipedia).

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

© 2004, 2018 by Stefan Blankertz, editionpunkt.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7481-0888-7

Personen

Im Rheinland 1277

* Albertus (1193-1280), alter Mönch,
hoch angesehener Magister
im Dominikanerkloster,
ebenso weise wie eigensinnig

Aleidis Clocrenge, Witwe
mit Augenleiden

Arnulf, Novize im Dominikanerkloster

Beatrice, eine hübsche Klarissenschwester

Bernhard Covelshoven, Novize
im Dominikanerkloster

Clemens, Geselle des Schwertmachers
Ruiter van Troyen

Dideradis, Äbtissin der Klarissen

Erwin, Dominikanermönch,
Lehrer an der Klosterschule,
Freund von Johannes

Everhard, Novize im Dominikanerkloster

Franz Weinhold, Schöffe

Georg von Hemelrich, Gildemeister
der Garmacher

Gottschalck von der Mühlengasse,
Patrizier im Exil

Gunderadis von der Trankgasse,
eine Besessene

Hadwig, Mutter von Johannes,
Leiterin des »weißen Hauses«,
eines Laienkonvents
für »gefallene Mädchen«

Johannes, Dominikanermönch,
Physikus

Josepha, Bettlerin

Konrad, Dominikanermönch,
Famulus

Konstantin, Gildemeister
der Schwertmacher

Lothar, Stuhlmacher

Margaretha Baichstrasse, Ehefrau
von Ruiter van Troyen

Martina, Baderin des neuen Badehauses

Moneta, Dominikanermönch

Richard, Tafelmaler

Richolf, Kind,

lebt im »weißen Haus«

Robaldus, Dominikanermönch

Ruiter van Troyen, Schwertmacher,

Ehemann von Margaretha

* Siegfried von Westernburg

(† 1297), Erzbischof und Fürst
von Köln

Udehilde, Klarissennonne, Physika

Wido, Abt der Dominikaner

Wolfhardt, Ehemann von Hadwig

In der Lombardei 1258

Buosco, Katharer

* Ezzelino III. da Romano (1194-
1259), Tyrann in der Lombardei

Ibrahim, Begleiter

von Sultan Ibn Rossah

Petrus von Brescia (1192-1258),

Dominikanerprediger

Philipp von Pistoria (1212-1277),

Bischof von Brescia

Sultan Ibn Rossah (1211-1272),

arabischstämmiger Gelehrter,

Arzt und Abenteurer,

Lehrer von Johannes,

latinisierter Name: Averom,

Spitzname: El Arab

Salvo Berci, Katharer

Historische Figuren sind mit einem

* Stern gekennzeichnet.

Das Magetlin, das du da siehst, ist die Minne.

HILDEGARD VON BINGEN

*Je Einheitlicher die Regierungsgewalt ist,
um so mehr Schaden wird sie stiften können.*

THOMAS VON AQUIN

Prolog

Der Bettelmönch aus der Stolkasse, von welchem niemand ahnte, dass er die linke Hand des Leibhaftigen war, kam, wie durchs Feuer berechnet, des Weges von Köln nach Brauweiler. Neben ihm her trottete ein gutmütiger Esel, der einen Karren zog. Es lag nahe zu vermuten, dass die wertvolle Ladung auf dem Karren deshalb mit einer Plane zugedeckt war, weil es regnete. Moneta trug ein seliges Lächeln in seinem einfältigen Gesicht. Seine abgefeimt feilgebotene Sorglosigkeit versorgte das Feuer mit weiterer Nahrung. Dessen Rauch hüllte den gesamten Landstrich ein, so weit das Auge reichte. Das Auge brannte, und es musste gerieben werden. Zu allem Überflusse hatte Moneta auch noch ein anstößiges Lied auf den schmalen Lippen, fröhlich, ganz und gar verfehlt für einen ehrwürdigen Mönch:

*... hat er sie, bei Gott, gestorcht.
Weißt du, wer ihm so gehorcht?
Nein, es ist des Wirtes Weib,
das ihm hingibt seinen Leib.
Sanft sein Werkzeug es umfasst,
macht daraus den großen Mast.
Ja, sein Werkzeug, das ward stark und fein,
ihre Freude ist darob nicht klein.
Fest in seine Arme er sie schloss,
und sodann von jeder Seit' genoss ...*

Nachdem er zum Scheitelpunkt der Biegung, an der ihn das Geschick sehnsüchtig erwartete, gelangt war, löste sich der brennende Busch der Rache, dessen Brunst niemand zu sehen in der Lage war, und stieß Moneta den lodernden Dolch von der Seite durch das wallende Fett tief in die Eingeweide. Dies

war der Strafe nicht genug, drum zuckte das verzehrende Mordwerkzeug wie eine züngelnde Flamme hin und her.

Unheiliges Blut entströmte der klaffenden Wunde, als sei es ein Sturzbach glühender Lava. Der Mönch brach zusammen, war aber nicht tot. Das sollte er auch nicht. Alles verlief so, wie es vorherbestimmt war. Das Röcheln des Sterbenden, das nach einem Knistern von nicht ausreichend abgelagerten brennenden Holzscheiten klang, konnte kein Anderer als das Feuer selber hören. Den Ort, an dem ihn die gerechte Strafe ereilte, hatte das Feuer sorgfältig gewählt. Der Mönch wurde seines Leibesumfanges wegen mit nicht geringer Mühe unter den Karren geschoben; der Esel, der ja eine unschuldige Kreatur war, losgemacht, denn schließlich durfte er nicht leiden für das Verbrechen eines Anderen, mochte es so ungeheuerlich sein, wie es wollte.

»Der Hundsfoth soll mich sehen«, hämmerte die Rache im Kopfe der Glut. »Diese gottverfluchte Frist sei dem Lüstling zugestanden, bis dass er erkennt, wofür er sein Leben geben muss.« Um seiner schwindenden Erinnerung auf die Sprünge zu helfen, schrieb der lodernde Finger mit dem Blut des Gemeuchelten das alles erklärende Wort in die Erde: »CREDO«.

In diesem Augenblick, kurz vorm Dahinscheiden, schien es, als habe Moneta das Feuer endlich erblickt. Die Erleuchtung zeichnete sich auf dem schmerzverzerrten Antlitz ab und also geschah dies zur übergroßen Freude des Geschicks. Der erste Teil der Mission war nun ohne jeden Abstrich erfüllt worden. Der Sterbende hörte jedoch auf, zu röcheln und nach Hilfe zu krächzen. Mit wispernder Stimme erflehte er vom Schöpfer vielmehr Verzeihung:

»Zu Dir, Du Quelle aller Barmherzigkeit, mein Herr und mein Gott, komme ich als armseliger Sünder«, betete Bruder Moneta mit versiegender Kraft. »Du Sonne der Gerechtigkeit, erleuchte mich völlig Erblindeten. Schenke mir die Salbung Deiner Gnade. O mein Gott, wie michel hab' ich mit Wort und Tat gefrevelt! Daher erflehe ich für meine Gebrechlichkeit: Erlasse mir in Milde, was ich mit meinem Grame im Herzen verschuldet habe ... Du hast gemahnt, >richtet nicht, so werdet

auch ihr nicht gerichtet<, ich aber habe es nicht verstanden. So danke ich Dir für Deine Gnade, mich meinen Tod auf diese furchtbare Weise erdulden zu lassen, damit ich hienieden noch sühne, um mein wahres Leiden im Jenseits zu verkürzen. Deshalb lass mich sterben in der Hoffnung auf Dich, den gnädigen Gott, der Du mir meine Sünden, darunter auch die schwerste, mit Deinem gütigen Herzen vergibst und die Seelen der verirrtten Schäfchen als ein guter Hirte in den Himmel führst zur unendlichen Glückseligkeit, in der sie Dich, den Herrn, von Angesicht zu Angesicht schauen ... Amen.«

Das Feuer hörte das geflüsterte Gebet mit einer Mischung aus Genugtuung über das Leid und aus Verachtung für den Glauben an den falschen Gott, verlosch aber wie das Leben des Mönches, und von Kälte erfasst, trollte es sich von dannen. Nur ein kleiner Rest Glut blieb im Herzen, denn die Mission war nicht vollendet. Noch zwei weitere Male musste sich das Feuer zur gegebenen Stunde wieder entfachen lassen, bevor es für immer ausgebrannt sein würde.

Bruderheim

Ich glaube an den einen Gott,
den allmächtigen Vater,
den Schöpfer des Himmels und der Erde

Im Refectorium des Dominikanerklosters herrschte ein unruhiges Durcheinander. Indessen die Brüder aus der Kirche, wo sie zur Non gebetet hatten, durch das Dormitorium und vorbei an Magister Albertus' Klausur in den Esssaal strömten, trugen Novizen, die drum die Messe früher hatten verlassen müssen, das Mahl auf. Des beständigen Regens wegen hatten die Brüder von der Kirche zum Refectorium nicht wie gewöhnlich den Weg über den Kreuzgang genommen, sondern zwängten sich treppauf durch den Schlafsaal. Es gab ein Gerangel um die Plätze neben demjenigen, auf welchem stets Magister Albertus saß. Johannes wusste, warum: Er hatte für den alten Mann einen Fastendispens erwirkt, weil der sich schon seit Jahren weigerte, Fisch zu essen, und sein vom Alter ausgezehrter Körper es nicht verkraften würde, äße er zu wenig. Da er aber sogar die verführerischsten Speisen nie mehr gänzlich vertilgte, gelang es den Brüdern, die sich unmittelbar rechts und links neben ihm befanden, oftmals etwas von den Leckereien abzubekommen, wenn sie meinten, der Abt würde wegschauen und ihr unerlaubtes Fastenbrechen bliebe unbemerkt. Heute hatte Bruder Paul, der wohlbeleibte Koch des Konventes, es ganz besonders gut mit Magister Albertus gemeint und ihm ein Stück fettesten Schweinebauch gebraten. Auch Johannes lief das Wasser im Munde zusammen. Für ihn allerdings gab es selbstredend, wie für die anderen auch, nur Fisch, Aal, um genauer zu sein, in leuchtend grüner Tunke aus Petersiliensaft. Johannes hoffte, Bruder Paul habe den Wein nicht zu Michel mit Wasser getauft, so dass er durch dessen

starken Geschmack diesen ekelhaften Fisch hinunterspülen konnte.

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, führte der Famulus, der Johannes in der Krankenstube und auch sonst zur Hand ging, den abgehärmten alten Magister aus seiner zwischen Refectorium und Dormitorium gelegenen Klausur zum Essen, denn sonst bestand die Gefahr, dass der Greis umgerannt werden würde. Magister Albertus musste auch nicht mehr zu den Stundengebeten seine Klausur verlassen, denn oft verirrte er sich hernach und fand den Weg nicht zurück. Wenn ihm aber die Brüder ihre Hilfe anboten, verhielt er sich verstockt und schlug geradewegs die entgegengesetzte Richtung von der ein, die man ihm bedeutete. Einmal war er auf diese Weise sogar aus der Kirche in die Stolkasse hinausgeraten und von dort bis zum großen Markt gelangt, wo ihn die besorgten Brüder auffanden, die weil die belustigten Leute in ihm einen verkleideten Bettler vermeinten, den sie ungestraft zum Narren halten durften, indem sie ihm Steine in den Mund schoben und behaupteten, es sei Brot. Nur noch wenige Disputationen hielt der Magister, und die Studenten mussten hierzu in seine Klausur kommen. Es geschah aber immer öfter, dass er mitten im Reden von einer ganz anderen Sache anfangen zu sprechen.

Man munkelte, mit dem Verfall der geistigen Kräfte strafe Gott den Magister dafür, dass er, bevor er in den Predigerorden eingetreten war, an seiner Berufung zum Mönchssein gezweifelt hatte, weil ihn das Gehorsamsgebot abschreckte. Johannes folgte dagegen einer anderen Erklärung. Schließlich war der Medizin bekannt, dass bei einem Menschen, der solch ein hohes Alter erreichte, die Kräfte stets einzeln und nacheinander den Dienst versagten. Aber Johannes hatte gemerkt, dass die Wissenschaft gegen Aberglauben nichts auszurichten vermochte und mit der Zeit verzweifelte er hieran bloß noch selten.

Herr Wido, der Abt der Bettelbrüder, verlangte von seinen Mönchen meistens nicht, bei den Mahlzeiten zu schweigen, in der Quadagesima vor Ostern jedoch wurde aus der Schrift ge-

lesen. Heute war Bruder Lukas an der Reihe, der arme, der deshalb überhaupt nichts essen konnte. Mit jämmerlicher, träger Stimme trug er aus der »Offenbarung« vor, alldieweil seine Augenlider tief über seine kleinen Knopfaugen herabgingen: »... wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und da ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter diesen Leuchtern einen, der war einem Menschensohn gleich, angetan mit einem langen Gewand und gegürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie der Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße wie Golderz, das im Ofen glüht, und seine Stimme wie großes Wasserrauschen ...«

... rauschen ... rauschen ... die Worte rauschten an Johannes vorbei und seine Gedanken schweiften ab. Was für ein Unsinn es doch war, die Schrift nichts als einfach vorzulesen, wo doch der große Magister Abaelard zeigte, dass die Schrift nur verstanden werden könne, wenn sie mit den Mitteln der Philosophie ausgelegt werde ... Indessen er so vor sich hin döste, stellte Johannes erstaunt fest, dass ihm die grüne Tunke trotz des Fisches darin gar nicht so schlecht mundete. Bruder Paul war eben ein vortrefflicher Koch. Arnulf, einer der Novizen, der Johannes gegenüber saß, stieß ihn unter dem Tisch mit dem Fuß an. Er hob zwei Finger, um anzudeuten, dass er mit Johannes in Zeichen sprechen wolle. Johannes liebte dieses Spiel nicht, in welchemselbiges die Novizen ihn seiner jungen Jahre wegen eingeweiht hatten, obgleich er ihr Lehrer war.

Doch bevor Johannes sich eine Antwort einfallen lassen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch Eselsrufe, Poltern und Geschrei in Anspruch genommen. Aller Augen wandten sich zum Eingang, Bruder Lukas hielt in seinem Lesefluss inne und Johannes sah, dass dessen Hände, mit denen er die Schrift hielt, zitterten. Einige Mönche schickten sich bereits an, aufzustehen, als Herr Wido mit strenger Stimme zu dem Famulus sagte: »Bruder Konrad, schau doch bitte nach, was los ist.«

Die anderen Brüder begriffen, dass ihr Abt ihnen damit verboten hatte, die Tafel zu verlassen. Es war nicht klar, ob Bruder

Konrad beneidet oder bedauert werden sollte, denn die Unterbrechung war zwar eine willkommene Abwechslung, man fürchtete sich zugleich wohl vor der ungewohnten Aufregung, die zu erwarten war. Angespannte Stille herrschte, nachdem Bruder Konrad aus dem Saal geschlurft war. Johannes beobachtete, dass sogar Herrn Widos Hände unruhig auf das Holz der Tischplatte trommelten. Das Tok-Tok-Tok war das einzige Geräusch, das er vernahm. Ausgenommen das Gackern der Hühner vor der Küche ...

Nach kurzer Frist kam Bruder Konrad atemlos zurück, und aufgelöst wandte er sich an Herrn Wido: »Ehrwürdiger Vater und Herr Abt. Der Wagen ... hat den Kreuzgang ...«

»Welcher Wagen?«

Ohne auf die Frage einzugehen, fuhr Bruder Konrad fort zu stammeln: »Tot ... der Schöffe ist da ... Bruder Moneta ... ist ... tot.«

»Bruder Moneta weilt in Brauweiler bei seiner Mutter«, sagte Herr Wido, wie um sich zu beruhigen, und erhob sich. »Du redest wirr, Bruder Konrad! Bringe Magister Albertus in seine Klausur. Wir werden selber nachsehen, was dort draußen vor sich geht. Bruder Johannes, bitte begleitet uns. Von euch anderen erwarten wir, dass ihr alle euch in demütiger Zurückhaltung übt.«

Gehorsam schloss Johannes sich seinem Abte an, der, verhaltenen Schrittes, zur Tür eilte, die Treppe runterhastete und auf den Innenhof trat, in welchem der Kreuzgang angelegt war. Unten angekommen, sah er, dass im Hof tatsächlich ein Karren stand, der sich wohl, gezogen von einem Esel, durch die Unterführung der Bibliothek gequetscht hatte. Die Büsche des Kreuzganges an der Ecke vor der Küche wurden umgeknickt. Neben dem Wagen befanden sich der Schöffe Franz Weinhold sowie ein Büttel. Magister Jacob, der während des Mahls die Torwache hielt, war zeternd hinterdreingekommen.

»Was erlaubt Ihr Euch, ehrenwerter Herr Schöffe?«, fragte der Abt streng. Franz Weinhold war bei den Dominikanern nicht wohlgefallen, denn einst wirkte er daran mit, Johannes' Mutter, jene hoch in Ehren gehaltene Leiterin vom »weißen

Haus«, ungerecht der Ketzerei anzuklagen. Zwar hatte man inzwischen sich wieder versöhnt, die alten Narben aber waren geblieben und ließen den Abt schroff sein im Umgang mit dem Schöffen.

Franz machte eine Kopfbewegung, die bedeutete, dass der Abt und Johannes auf dem wegen des andauernden Regens mit einer Plane abgedeckten Wagen nachschauen sollten.

Johannes schlug die Plane zurück. Der Wagen war mit dem feinstem blauen Coelsch Garn beladen, zwischen diesem aber lag ... Bruder Moneta, ganz offensichtlich entseelt. Den mit Regenwasser vollgesogenen schwarzen Mantel des Mönches verunzierten Erd- und Lehmklumpen, ebenso den Saum der weißen Kutte, der unter dem Mantel hervorlugte.

Eine Ohnmacht glomm in Johannes auf. Er wusste nicht, wie lange er den toten Bruder angestarrt hatte, regungslos, bevor er sich umsah und entdeckte, dass auch sein Abt, den, wie er immer gedacht hatte, nie etwas aus der Bahn zu werfen vermochte, erstarrt war und unfähig zu sein schien, etwas zu sagen oder zu tun. Johannes' Augen füllten sich mit Tränen der Erschütterung. Als Physikus wähnte er sich gegen den Tod gewappnet. Dieser Verblichene aber war doch all die Jahre im Konvent sein Bruder gewesen!

Endlich erwachte die Pflicht in ihm, nach Art des Physikus' zu verfahren. Wie ist er wohl zu Tode gekommen?, fragte er sich betrübt. Krank oder siech war Bruder Moneta nicht gewesen; er erfreute sich bester Gesundheit, als Johannes ihn zum letzten Male lebendig gesehen hatte. Mit beherztem Satz war er auf dem Karren. Er drehte unter ächzenden Mühen den starren, nicht gerade Michel leichten Körper des Bruders auf den Rücken und da sah er das Einstichloch. Kein plötzliches Versagen des Herzens ... kein Unfall ... vielmehr grausamer Mord! Das Eisen war nicht am Herzen eingedrungen, sondern weiter unten. Der Magen.

Mein Gott, fuhr es Johannes durch den Kopf, was muss er für Höllenqualen gelitten haben! Warum ausgerechnet Bruder Moneta? Er war eine, wie Johannes es empfand, weitgehend umgängliche, wenn auch verschlossene Person gewesen, bloß

zu Bruder Robaldus schien er engere Bande gehabt zu haben. Er pflegte den Gemüsegarten mit großer Hingabe, beteiligte sich hingegen nie an den Disputationen. Einmal im Monat besuchte er seine kranke Mutter in Brauweiler. Weniger heilig war allerdings, wie man zugeben musste, sein bisweilen unzüchtiges Mundwerk. Ein letztes Mal sah Johannes in Bruder Monetas grüne Augen und schloss sie dann.

Die Brüder hatte es natürlich nicht auf den Stühlen gehalten und nun traten sie, ungeachtet des Verbots durch ihren Abt, in den Regen hinaus, um sich gegenseitig puffend und auf die Füße tretend eigens zu erkunden, was denn da vorgefallen sein konnte. Sobald rufbar ward, dass Bruder Moneta wahrhaftig zum Herrn abgerufen worden sei, erhob sich ein lautstarkes Jammern. Tränen flossen und händeringend beklagte man das schlimme irdische Fatum.

»Ein Mord ...«, murmelte Johannes wie zu sich selber, aber kaum dass er es ausgesprochen hatte, verbreitete sich die unfassbare Kunde. Man hatte ihm das Wort wohl eher von den Lippen abgelesen als gehört. Das Wehklagen erstarb. Leise wiederholten die Mitbrüder dieses schreckliche, dieses furchterregende Wort. Ihre Bewegungen gefroren und ehrfürchtige Stille senkte sich über die Runde. Bruder Robaldus löste sich aus der in stummem Entsetzen vereinten Brüderschar und stürzte mit einem gellenden Schrei auf seinen toten Freund zu.

Johannes ließ Bruder Robaldus auf den Karren und sprang selber hinunter, schlug sich den Lehm von den Händen und hörte, wie sich der Abt an den teilnahmslos dabeistehenden Schöffen wandte: »Was ist geschehen, Herr Franz?«

Das Lijnengarn, dachte Johannes, was hat es zu bedeuten? Es erinnerte ihn an irgendetwas, er kam jedoch nicht darauf, woran.

»Man fand ihn jenseits des Vrisintors, schon ein gutes Stück auf dem Seitenweg nach Brauweiler, und rief die Schöffen herbei. Als wir dann erkannten, dass er zu Euch gehört, bin ich sofort hierher ...«

»Lag er so auf dem Wagen, als man ihn fand?« Johannes konnte sich das nicht vorstellen, denn schließlich war Bruder

Monetas Kutte lehmig und tropfnass, die Garnballen aber aufgrund des Schutzes durch die Plane nur klamm.

»Nein, er befand sich, wie mir berichtet wurde, unter dem Wagen«, sagte Franz Weinhold. »Und mit seinem Blut hatte er ein Wort auf den lehmigen Boden gemalt: >CREPO<.« Der Schöffe ging in die Hocke und er ritzte mit seinem Finger die Capitalis-Buchstaben in die nasse Erde. »Weil sie sich unterm Wagen befand, hatte der Regen die Schrift nicht weggespült.«

»CREPO, wohl: >ich krepriere<, was sollen wir denn hieraus schließen?«, sagte Johannes.

Abt Wido hatte sich gefasst und sagte: »Sieht ihm gar nicht ähnlich, im Angesicht des Todes Possen zu reißen!«

Bruder Robaldus saß auf dem Karren und vergoss salziges Wasser um den Freund. »Wer kann denn solcherart freveln«, schluchzte er, »und dich, den Heiligsten unter uns, dahinflaffen?« Seine mitunter lüsternen Redensarten machten ihn ja nun nicht gerade zum Heiligsten unter uns, dachte Johannes, dennoch hat Bruder Robaldus recht: Bruder Moneta war ein im großen Ganzen wackerer Mönch gewesen, der niemandem etwas zuleide getan und deshalb einen solchen brutalen Tod nicht verdient hatte.

Nach einer Pause wandte Bruder Robaldus sich an die Mitbrüder: »Wir müssen ihn begraben.«

»Ja«, sagte der Abt. »Bruder Johannes, Ihr werdet herausfinden, wie unser Bruder Moneta zu Tode gekommen ist und durch wessen verruchte Hand, derweil wir uns um das Begräbnis kümmern werden und darum, die neugierigen Brüder im Zaume zu halten.«

»Sie sollen sich sogleich im Kapitelsaal versammeln«, bestimmte Johannes. »Ich muss mit ihnen sprechen. Mit allen; Magister Albertus ausgenommen, selbstredend.«

»Wir verlassen uns auf Euch.«

Seine Untersuchung begann Johannes aber mit einer Frage, die er an den Schöffen richtete: »Wer hat ihn gefunden?«

»Torwächter Peter.«

Johannes nickte. »Was ist mit dem Wagen und der Ware, wem gehört das alles? Und warum seid Ihr damit hierher ge-

kommen? Wisst Ihr nicht, dass der Kreuzgang für Fuhrwerke unpassierbar ist?«

»Bruder Johannes«, sagte der Schöffe, »welch einen Ton nehmt Ihr Euch uns gegenüber heraus? Offensichtlich haben Räuber den armseligen Bruder Moneta angegriffen und ermordet. Der Wagen gehört gewiss ihm; besser gesagt Euch, den Predigerbrüdern. Wir haben ihn Euch zurückgebracht, wie es unseres Amtes ist. Morgen werden wir also eine Schar Soldaten aussenden, um die Räuber im Wald aufzuspüren und, so Gott will, zu töten.«

»Sicher habt Ihr Recht gehandelt«, gab Johannes nach und dachte: Was sind das für Räuber, die nichts rauben? Und weiß Franz nicht, dass wir kein Garn machen? Wieder beunruhigte ihn der Gedanke an das Lijnengarn, er kriegte den Gedanken aber nicht genauer zu fassen.

»Seid der Gnade Gottes anempfohlen«, verabschiedete der Schöffe sich, dem es in Gegenwart von Bruder Johannes anscheinend auch nicht ganz wohl zumute war. »Es ist mir ein Jammer um Euren Bruder. Wir werden seinen Meuchler schon dingfest machen.«

Der Schöffe spannte den Esel ab und sagte auf Johannes' fragendes Gesicht hin: »Der Karren wurde ohne Zugtier aufgefunden. Es ist unseres, so dass ich es wieder mitnehme.«

Erst jetzt merkte Johannes, dass Bruder Robaldus noch auf dem Wagen hockte.

»Schließe dich den Anderen an, ich komme in den Kapitelsaal nach und rede mit euch«, sagte er ihm. Er half Bruder Robaldus vom Wagen. »Ach ja, bitte schicke mir zwei Brüder, die Bruder Moneta ... aufbahren können.«

»Ich werde eigens Hand anlegen, Bruder Johannes«, versprach Bruder Robaldus mit brüchiger Stimme. »Es waren jedoch nicht die Räuber.«

»Nein«, stimmte Johannes zu. »Bruder Moneta kann kein Gold bei sich gehabt haben; nur Magister Albertus wäre das gestattet. Den Wagen mit dem wertvollen Lijnengarn haben sie aber zurückgelassen.«

»Aber Herr Franz, der Schöffe, hat recht: Wenn es sich bei

dem Lijnengarn um das Gut von jemand Anderem handeln sollte, hätte dieser den Übergriff sicherlich gemeldet oder, wäre er ihm auch zum Opfer gefallen, er hätte tot neben dem unglücklichen Bruder liegen müssen.«

»Gut geschlossen«, sagte Johannes.

»Ihr haltet uns, Bruder Moneta und mich, für einfältig, weil wir uns nicht an den Disputationen beteiligen. Aber wir kennen die Philosophie genau wie Ihr, glaubt es mir, nur haben wir einst, als wir noch in der fernen Lombardei predigten, erfahren müssen, dass die Philosophie bloß Unglück bringt über die Menschen und über uns, so dass wir beschlossen, uns ganz der Tiefe der Einfachheit hinzugeben ...«

Johannes hörte dem Gerede seines Mitbruders kaum noch zu und unterbrach ihn nun, indem er, allerdings mehr zu sich selber als zu ihm, sagte: »Ich werde bei den Garnmachern in der Dravergazzen nachfragen. Irgendjemandem muss dieser Karren ja gehören!«

»Bruder Moneta war auf dem Wege nach Brauweiler zu der kranken Mutter«, murmelte Bruder Robaldus und ging, um einen weiteren Bruder zu bitten, ihm behilflich zu sein, den Toten an einen würdigeren Ort zu bringen.

Mit dem Ärmel wischte Johannes sich den Regen oder auch die Tränen aus dem Gesicht. Offensichtlich hatte es wenig Zweck, zum Vrisintor zu gehen und auf dem Weg nach Brauweiler Bruder Monetas Fundort in Augenschein zu nehmen. Der Regen wird jede Spur weggespült haben. Weitaus besser wäre gewesen, Franz Weinhold hätte den Karren nicht bewegt und alles gelassen, wie es war. Doch das konnte nun nicht mehr geändert werden. Johannes verabscheute den Schöffen noch mehr. Um sich von seiner Trauer abzulenken, wandte Johannes seine Aufmerksamkeit der Frage zu, die ihm vom Abt gestellt worden war: Wer hatte Bruder Moneta abgestochen?

Dafür war es entscheidend zu erfahren, was Bruder Moneta mit der Garnladung zu tun gehabt hatte. Wäre er getötet worden, als er zufällig in der Nähe des Wagens war, könnte man nicht erklären, warum der Besitzer oder Lenker des Karrens sein kostbares Gut im Stich gelassen hatte. Selbst wenn dieser

Angst vor Angreifern gehabt haben und geflohen sein sollte, wäre er doch sicherlich zurückgekehrt, nachdem der Angreifer zwar Bruder Moneta gemeuchelt, das Lijnengarn hingegen nicht angetastet hatte. Johannes kam zum Schluss, dass Bruder Moneta allein den Wagen geführt haben musste. Aber warum hatte er das getan?

Für Johannes ergab es keinen Sinn, sich vorzustellen, dass Bruder Moneta insgeheim mit Lijnengarn gehandelt haben sollte, weil es außer Magister Albertus niemandem im Konvent der Predigerbrüder erlaubt war, persönliches Hab und Gut zu besitzen. Und schließlich handelte man aus Streben nach Besitz und aus keinem anderen Grunde. Obwohl er an dieser Stelle nicht weiterkam, war Johannes hiermit auf eine höchst wichtige Frage gestoßen: War Bruder Moneta immer, wenn er vorgab, die kranke Mutter in Brauweiler zu besuchen, stattdessen mit einem Karren, gefüllt von Gütern, unterwegs gewesen? Wenn das der Fall war, musste es Leute geben, die ihn gesehen hatten. Am besten sollte ich den Torwächter Peter vom Vrisintor befragen, beschloss Johannes.

Als Bruder Robaldus zusammen mit dem Novizen Arnulf den Toten heruntergehoben hatte, schob Johannes den Karren etwas zur Seite, so dass er nicht im Wege stand.

Mit nachdenklich gesenktem Haupt ging er in den Kapitelsaal. Er hörte nur leises Geraune, und als er den Saal betrat, verebbte es ganz. Da die meisten Brüder nass geworden waren, füllte kalter Dampf den Raum aus, was das Atmen schwer werden ließ. Als er in die geröteten Augen seiner Mitbrüder sah, erfasste Johannes wieder die Trauer. Er wollte anheben, zu ihnen zu sprechen, musste sich aber erst räuspern.

»Liebe Brüder, Bruder Moneta ist von uns gegangen. Wir wollen für seine Seele beten.« Viel Zeit zum Beten ließ Johannes allerdings nicht, sondern fuhr fast unmittelbar fort: »Aber eigentlich ist er nicht von uns gegangen, sondern er ist durch meuchlerisches Handeln von uns genommen worden. Gott will nicht, dass solches ungesühnt bleibe. Unser verehrter Vater und Herr Abt hat deswegen mich beauftragt, herauszukriegen, wem die verruchte Tat zuzuschreiben sei. Denn was

der Schöffe Weinhold sagt, ist nicht logisch: Es können keine Räuber gewesen sein.«

»Warum nicht?«, sagte Bruder Konrad.

Johannes beachtete den Einwurf nicht. »Das, was ich zunächst aufdecken muss, ist, was Bruder Moneta mit jenem Lijnengarn zu schaffen hatte. Der eine oder andere von euch weiß sicherlich etwas hierüber ...«

Da begannen alle, wild durcheinander zu schreien. Johannes hörte: »Bruder Moneta war ein guter Christ.«

»Er nannte ein gar reines Herz sein eigen.«

»Stets war er gehorsam.«

»Und demütig war er auch.«

»Nie hat er sich etwas zuschulden kommen lassen.«

»Auch gelogen hat er nicht.«

Beschwichtigend hob Johannes die Hände und rief: »Niemand hat Klage über Bruder Moneta geführt. Was redet ihr da? Dass er nicht gelogen hätte, stimmt jedoch nicht. Und wer erinnert sich nicht an seine unkeusche Rede, die er stets im Munde führte, wenn Herr Wido nicht in der Nähe weilte? Er war ein Sünder wie wir alle auch. Er wollte uns etwas verheimlichen; und vielleicht hatte er gar keine kranke Mutter oder besuchte sie wenigstens nie. Es muss etwas gegeben haben, was den Zorn des Täters hervorgerufen hat. Denn keiner tötet bar eines Grundes. Jeder empfindet, was auch immer er tut, als gut, wie Magister Thomas lehrte, sonst würde er es nicht tun: Also tötet ein jeder, der tötet, weil er meint, das sei gut. Und gut kann man das Töten nur nennen, wenn es dazu geeignet ist, jenes zu beseitigen, was den Zorn erregt. Um dahinter zu kommen, wer den Bruder sich aufs Gewissen lud, müssen wir demnach wissen, wen er sich zum Feinde erwählt hat. Wer von euch etwas Derartiges sich denken kann, soll nun sprechen um der Seele des armen Bruders willen.«

Es blieb mucksmäuschenstill, keiner sagte etwas. Sie wissen nichts, weil Bruder Moneta in sich gekehrt war; oder sie verstehen nichts, weil sie zu einfältig sind, dachte Johannes.

»Räuber waren es«, krakeelte Bruder Konrad trotzig in die Runde.

»Sie haben ihm nichts genommen«, ereiferte sich Bruder Robaldus. »Welcher Räuber tötet und lässt das Gut dann zurück?«

»Begebt euch an euer Tagewerk. Es hat keinen Zweck mit euch«, befahl Johannes entmutigt und trat wieder ins Freie. Herr Wido folgte ihm und hielt ihn auf.

»Seid nachsichtig mit ihnen, Bruder Johannes«, sagte er und konnte die eigene Bestürzung dabei kaum verhehlen. »Er geht ihnen michel nahe, der Tod von Bruder Moneta.«

»Nehmt ihnen die Beichte ab«, presste Johannes aufsässig heraus.

Der Abt zog die Augen zu Schlitzen zusammen und sagte leise, aber mit gefährlichem Unterton: »Wollt Ihr damit angedeutet haben, dass wir das Beichtgeheimnis lüften und Euch berichten sollen, was uns als Stellvertreter des Herrn, nicht als Mensch, zu Ohren kommt?«

»Nein, nein«, wehrte Johannes ab und schlug sich wie ein ertapptes Kind mit der Hand auf den Mund. Doch dann fiel ihm eine Entgegnung ein: »Legt ihnen als Strafe auf, es mir zu offenbaren. Das können sie nicht zurückweisen.«

»Das habt Ihr von Eurem Lehrer Averom, Bruder Johannes, den Ihr Meister Arab nennt«, sagte Herr Wido bewundernd, »dass Ihr immer einen Ausweg wisst. Darum vertrauen wir darauf, dass Ihr den Fall lösen werdet, auch bar einer List, um das Beichtgeheimnis zu umgehen. Was habt Ihr nun vor?«

»Ich werde zum Vrisintor gehen und mit Wächter Peter sprechen, der den Wagen entdeckt hat«, antwortete Johannes getreulich. »Vor allem möchte ich wissen, ob Bruder Moneta des Öfteren mit einer Ladung Garn gesehen wurde. Zuvor aber muss ich noch ins Infirmarium; der Stuhlmacher Lothar aus unserer Nachbarschaft wartet dort darauf, dass ich ihn untersuche.«

»Angst verbreitet sich und schleicht sich in unsere Herzen. Wer wagt es, sich so gegen Gott zu vergehen und einem harmlosen Mönch das Leben zu nehmen? Lasst Euch, wir bitten Euch, nicht zu viel Zeit, dieses Rätsel, das grausige, zu lösen«, sagte Herr Wido; seine Stimme war allerdings nicht fordernd,

vielmehr niedergeschlagen. Dann ging er in die Richtung der Klausen von Magister Albertus davon.

Er wird es mit ihm besprechen, dachte Johannes. Er bespricht alles mit Magister Albertus. Und das ist gut so, weil es keinen gibt, der weiser ist als der Magister. Aber ob er fähig sein wird, in dieser Angelegenheit zu helfen? Johannes bezweifelte es. Dass nicht nur Herr Wido, sondern auch er selber besser daran getan hätte, in dieser Angelegenheit mehr auf das zu hören, was der greise Magister zu sagen hatte, konnte Johannes freilich noch nicht ahnen.

Im viel zu klein bemessenen Infirmarium, der Krankenstube des Klosters, machte Johannes sich daran, Lothar den Puls zu fühlen.

Lothar war von kleinem Wuchse und hatte einen leicht verwachsenen Buckel, Hände aber so groß wie Teller, die ihn in die Lage versetzten, mit ihnen tüchtig zu arbeiten. Seine Nase war gebrochen, Johannes vermutete in einer Schlägerei; seine Augen allerdings nahmen wachen Anteil an allem, was um ihn herum vor sich ging. Der Urin von Lothar zeigte die Farbe blau wie schwarzer Wein, oder, so hieß es in der ärztlichen Wissenschaft, »kyanos«. Aber »kyanos« ließ sich nicht eindeutig einer Krankheit zuschreiben und konnte Magengeschwür ebenso gut wie Herzkrampf bedeuten, gleichfalls Gicht, was jedoch bei Lothar nicht in Betracht kam. Johannes handelte als Physikus gewissenhaft und wurde trotz seiner jungen Jahre schon hoch verehrt. Er hatte bei dem im Jahre des Herrn 1272 verstorbenen sarazenischen Gelehrten und Abenteurer Sultan Ibn Rossah gelernt, den er ehrfurchtsvoll seinen »Meister Arab« nannte. Johannes beherrschte nicht bloß, wie es vom Physikus erwartet wurde, die Harnschau, das Pulsessen nach Galen und die Kräuterkunde, galt vielmehr auch als ein überaus geschickter Wundarzt und legte sogar Hand an, wenn es um Aderlass und Schröpfen ging, was eigentlich bloß einem Bader zugemutet werden konnte. Nachdem Johannes vor etwa drei Jahren von seiner Lehre nach Köln zurückgekehrt war, hatte es vor allem mit der Wundärzte-Gilde einige Schwierig-